Nach der Gouvernementalitätsforschung und jenseits des Poststrukturalismus?

Anmerkungen aus Sicht der Wissenssoziologischen Diskursanalyse

Reiner Keller

Seit Mitte der 1990er Jahre ist im deutschen – wie zum Teil auch im angelsächsischen – Sprachraum neben der philosophischen und geschichtswissenschaftlichen Rezeption zunehmend auch eine an Michel Foucault anknüpfende sozialwissenschaftliche Forschung entstanden. Zwischen den Spielarten der Foucault-Rezeption gab es bislang wenig Berührungen und Austausch oder allenfalls recht pauschalisierende wechselseitige »Verurteilungen«, die nicht zuletzt mit unterschiedlichen »diskurspolizeilichen Ordnungen« zusammenhängen dürften. Der Versuch, diese Konstellation zu überwinden, ist ein zentrales Anliegen des vorliegenden Bandes wie auch dieses Artikels: Ausgehend von der Theorie- und Forschungsposition der Wissenssoziologischen Diskursanalyse werden im Folgenden einige Fragen und Einwände formuliert, die sich sowohl an die Gouvernementalitätsforschung als auch an poststrukturalistische Positionen im Kontext der Diskursforschung richten.

Die Jenaer Diskussionen zum Verhältnis von Diskurs- und Gouvernementalitätsforschung aufgreifend möchte ich in drei Argumentationsschritten einige offene Fragen im Spannungsfeld von Diskurs- und Gouvernementalitätsforschung problematisieren und vertiefen. Im ersten Schritt stelle ich die These einer »Erschöpfung« der Gouvernementalitätsforschung (zukünftig: G-Forschung) vor und diskutiere sie vor dem Hintergrund ihrer theoretisch-konzeptionellen Ausgangsperspektive sowie ihrer methodologisch-methodischen Intransparenz. Im Anschluss daran erläutere ich zweitens in Bezug auf ausgewählte poststrukturalistische Positionen, inwiefern die an Popularität gewinnende Forderung nach einer empirischen Untersuchung von Subjektivierungsweisen sowie insbesondere nach einer ethnographischen Analyse diskursiver Praktiken als Schritte einer notwendigen Soziologisierung poststrukturalistischer Theoriepositionen gelesen werden können. Diese Forderung besitzt jedoch – so

die hier vertretene These – im Rahmen der poststrukturalistischen Referenztheorien keinen theoretisch ausgewiesenen Platz. Das abschließende dritte Kapitel führt aus, dass und inwieweit die Wissenssoziologische Diskursanalyse die erwähnte Forderung nach einer empirischen Untersuchung von Subjektivierungsweisen und einer fokussierten Ethnographie diskursiver Praktiken unter einem gemeinsamen paradigmatischen Dach integriert.

Nach der Gouvernementalitätsforschung?

Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse ist keine Methode, sondern ein Forschungsprogramm, an das unterschiedliche methodische Umsetzungen anschließen. Sie liegt aus mehreren Gründen auf einem anderen Generalisierungsniveau als die G-Forschung, die ihrerseits als methodologisch unausgewiesene, gleichwohl sehr spezifische Spielart der Diskursforschung in Erscheinung tritt. Das lässt sich für die hier vertretene Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) thesenartig wie folgt zusammenfassen: Im Unterschied zu der an Foucaults Begriff des »Regierens« ausgerichteten G-Forschung legt sie sich nicht präskriptiv auf ein enges Feld interessierender Diskurse fest und trifft keine weiteren inhaltlich-konzeptionellen Vorentscheidungen über die programmatischen, normativen und kulturellen Strukturierungen ihres Gegenstandsbereichs. Sie betrachtet sowohl diese Punkte wie auch Aussagen über Funktionsweisen, Strukturierungen, soziale Akteure in Diskursen als empirisch zu klärend. Und ebenfalls anders als die G-Forschung stellt sich die WDA offensiver dem für empirische Forschungen wichtigen Problem von Methodologie und Methode(n). Alles in allem formuliert die WDA das breitere Forschungsprogramm zur Analyse gesellschaftlicher Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken.

Vor dem Hintergrund der wissenssoziologischen Diskursforschung lässt sich deswegen die These der eingetretenen oder bevorstehenden Erschöpfung der G-Forschung aufstellen. In dem Maße wie letztere – in den eindrucksvollen diagnostischen Beiträgen von Nikolas Rose, Mitchell Dean, Thomas Lemke, Ulrich Bröckling und vielen anderen – die neoliberalen Gouvernementalitäten und Programmrationalitäten zum Gegenstand gemacht hat, wird die theoretische und diagnostische Sättigung eines solchen Programmes sichtbar. Der Kern der »neoliberalen Unternehmerisierung« als Prototyp gegenwärtiger Gouvernementalität kann inzwischen als

gut bekannt gelten, und auch die für gesellschaftliche Praxisfelder spezifizierten programmatischen Formen sind vielfach beschrieben (wenngleich nicht unbedingt für die jeweilige Handlungspraxis belegt). Nimmt man das theoretische Konzept der Gouvernementalität ernst, dann sind auch keine kurz- und mittelfristigen Veränderungen erwartbar. Insofern ist die G-Forschung, solange sie Analyse von Programmen bleibt, zur Wiederholung ihrer Aussagen und Ergebnisse verurteilt, würde ein schneller Wandel von Gouvernementalitäten doch den Diagnoseanspruch des Konzeptes untergraben. Deswegen spreche ich hier von »Erschöpfung«. Demgegenüber formuliert die WDA ein offenes Forschungsprogramm, das sich für unterschiedlichste Arten von Diskursen und Fragen der Diskursforschung interessiert, das im Bereich der G-Forschung stärker für die Differenziertheit und Heterogenität von Programmen des Regierens, deren tatsächliche Machteffekte und den Wandel von Gouvernementalitäten sensibilisiert und das dem Unternehmen Diskursforschung eine methodologisch-methodisch konsistente Strukturierung anbietet.

Zweifellos hat die im Anschluss an Michel Foucaults Analysen der modernen Gouvernementalität entstandene G-Forschung einige gesellschaftsdiagnostisch und gesellschaftskritisch beindruckende Studien hervorgebracht (vgl. zum Beispiel Rose 1990, 1992; Dean 1999; Bröckling 2007). Allerdings kann nur sehr bedingt von *der* G-Forschung gesprochen werden, handelt es sich doch um sehr unterschiedlich angelegte Untersuchungen, die sowohl zeitlich weit ausgreifende Analysen und sehr heterogene Datenlagen umfassen (etwa bei Nikolas Rose) als auch vergleichsweise präzise Erkundungen eines engeren Datenkorpus beinhalten (Bröckling 2007; Bröckling u.a. 2000; Burchell u.a. 1991). Dies liegt wohl daran, dass es sich beim Gouvernementalitätsbegriff zunächst um ein theoretisches Konzept handelt, das einerseits eine Frageheuristik beinhaltet – »Worauf richtet sich die Analyse? Auf Formen des Regierens!« –, das andererseits aber immer schon eine durch Foucault erarbeitete diagnostische Komponente impliziert (»es gibt eine spezifische Form moderner Gouvernementalität«).[1] Wie diese aber zu untersuchen ist, wird zunächst nicht weiter spezifiziert. Entsprechend finden sich unterschiedliche Handhabungen in den erwähnten Studien, die sich als historisches Quellenstudium, aber eben auch als – zumindest aus meiner Perspektive – diskursanalytische Vorgehensweise begreifen lassen. Letztere bleibt freilich – und dies ist

1 Vgl. zu diesem Aspekt Keller (2008: 89ff.) sowie die zitierte Literatur zur G-Forschung.

ein wichtiger Unterschied zur neueren sozialwissenschaftlichen Diskursforschung – in ihrer methodologisch-methodischen Anlage weitgehend unbestimmt.

In jüngerer Zeit wird der G-Forschung verschiedentlich vorgehalten, sie verbleibe auf der Ebene der Analyse von Programmen neoliberaler Regierungstechniken, nehme jedoch nicht in den Blick, wie die adressierten sozialen Akteure sich mit diesen Programmen auseinandersetzen. Dies freilich ist ja auch nicht ihre Fragestellung; konsequent hatte deswegen bereits Bröckling (2007) auf die Grenzen seiner Untersuchung und die Anschlussstellen entsprechender Forschungen hingewiesen. Problematisch wird dies erst in dem Maße, wie die Analyse der Programmatik mit der »Praxis des Regierens« als deckungsgleich behauptet oder missverstanden wird. Entscheidender scheint mir dagegen ein Einwand, der an der erwähnten methodologisch-methodischen Unbestimmtheit der G-Forschung ansetzt. Da weitgehend unklar bleibt, wie die G-Forschung vorgeht bzw. ob es – bezogen auf die konkrete Analyse – eine spezifische Methodik der G-Forschung gibt, lässt sich nur schwerlich nachvollziehen, wie die Ergebnisse gewonnen wurden – insbesondere da natürlich, wo es sich um empirische Untersuchungen handelt. Das ist ihrer Überzeugungskraft nicht unbedingt abträglich, wie die Studie *Das unternehmerische Selbst* (Bröckling 2007) zeigt. Doch befördert die angesprochene Intransparenz den Eindruck einer vergleichsweise monolithisch daherkommenden allgegenwärtigen Eindimensionalität neoliberalen Regierens (im Foucault□schen Sinne), die gleichsam aus dem Nichts erscheinend umfassende und unumstrittene Präsenz entfaltet. Dies wird verstärkt durch den verallgemeinernden gesellschaftsdiagnostischen Gestus, der in den entsprechenden Untersuchungen aufscheint. Ein solcher Gestus, der nicht zufällig als Kritik neoliberaler Gouvernementalität in Erscheinung tritt, trifft sicherlich ein gesellschaftliches oder wenigstens intellektuelles Unbehagen an der gegenwärtigen Erscheinungsform der ökonomischen Kolonialisierung institutionell-organisatorischer und lebensweltlicher Sphären.

Gerade der methodologisch-methodisch unscharfe und zugleich heroische historisch-diagnostische Gestus der Gouvernementalitätsstudien erweist sich jedoch als ihr größtes Problem. Denn wenn sie tatsächlich, ihrem Anspruch folgend, einen historisch ausgreifenden Wandel der Gouvernementalität erfasst hat, dann kann es weder verwundern, dass sich diese nun in den unterschiedlichsten einzelnen Gegenstandsfeldern nur wiederholend konstatieren lässt, noch ist davon auszugehen, dass sich in

absehbarer historischer Zeit stärkere neuerliche Verschiebungen der Gouvernementalität beobachten ließen; letzteres würde zumindest den Geltungsanspruch des theoretischen Konzepts stark schmälern. Deutlich wird eine solche Begrenztheit des Gouvernementalitätskonzepts als einer theoretischen Kategorie in der Vielzahl »kleinerer« Studien, die an unterschiedlichen konkreten Gegenstandsfeldern dazu gezwungen sind, immer wieder in vergleichsweise monotoner Weise die Kernelemente neoliberalen Regierens als Ergebnis ihrer Untersuchung zu beschwören oder gleichsam subsumptionslogisch das Konzept der Gouvernementalität einzusetzen, um Entwicklungen gesellschaftlicher Praxisfelder zu etikettieren und dadurch – so die häufig mitschwingende Emphase – zu kritisieren. Ungeachtet aller Sympathie für machtkritische Analysen besteht hier die Gefahr, einen wenig erhellenden Passepartout-Begriff einzusetzen, der die Komplexität sozialen Geschehens eher zudeckt als erhellt. Gerade in dem Maße, wie die G-Forschung also erfolgreich war und für sie *mission accomplished* gilt, ergibt sich die zwingende Frage, was sie denn nun noch in den Blick nehmen könnte, ohne sich zu wiederholen und ohne sich selbst zu widerlegen. Eine stärker methodologisch und methodisch entfaltete Diskursforschung würde demgegenüber die Arenen, Protagonisten und Orte der entsprechenden Diskurse, ihre interne Differenziertheit sowie mögliche Gegenspieler/-innen in mehr oder weniger umfassender zeitlicher, räumlicher und sozialer Tiefenschärfe zu Wort kommen lassen bzw. diese kartographieren. Denn die Analyse neoliberaler Gouvernementalität findet nicht erst in den Machteffekten auf der Ebene der adressierten Individuen die Bestätigung oder Widerlegung ihres Erfolges, sondern bereits in der diskursiv-symbolischen Auseinandersetzung in verschiedenen gesellschaftlichen Arenen, in den infrastrukturellen Dispositiven sowie auf den institutionellen Spielfeldern, wo sie mit anderen »Ideologien« konkurriert.

Die aus ihrer bisherigen theoretisch-konzeptionellen Anlage sowie aus ihrem Erfolg resultierende Erschöpfung der G-Forschung wird sich nicht beheben lassen, solange sie keine offenere Perspektivierung und keine stärkere methodologisch-methodische Explikation ihrer Vorgehensweise vornimmt. Gewiss garantiert letzteres keineswegs »gelungene Forschung«, gute kritische Diagnostik oder »erfolgversprechende Rezeption«. Es steigert jedoch die Möglichkeiten für einen Ausweg aus der gegenwärtigen Redundanz der Gouvernementalitätsperspektive. Dafür bietet die sozialwissenschaftliche Diskursforschung in ihrer gesamten Breite vielfache Anregungsmöglichkeiten, weil sie sich bei all ihrer internen Heterogenität

im Unterschied zur G-Forschung doch sehr deutlich mit Fragen des Zusammenhangs von Theorie, Methodologie und Methoden auseinandersetzt, dadurch ein sensibilisiertes und sensibilisierendes Instrumentarium für die empirische Forschungspraxis entwickelt hat und entsprechend differenzierte Forschungsergebnisse erzeugen kann – freilich auf Kosten des »heroischen Gestus«. Könnte also nicht die G-Forschung als explizite gegenstandsspezifische Variante der Diskursforschung (und damit auch der Institutionen- und Dispositivforschung) verstanden oder betrieben werden, die sich durch ein spezifisches Frageinteresse von anderen Formen unterscheidet, aber in ihrer Methodologie und ihren Methoden davon zu profitieren vermag?[2]

Diesseits und jenseits des Poststrukturalismus

Auf der Jenaer Tagung wurde auch im Hinblick auf Aspekte der sozialwissenschaftlichen Diskursforschungspraxis ein gewisses Unbehagen artikuliert. Dies betraf zum einen die seit längerem diskutierte (und wie zuvor erläutert, auch gegen bzw. an die Gouvernementalitäsforschung gerichtete) Kritik an der vorschnellen Gleichsetzung von diskursiver Subjektivierung, Adressierung oder Anrufung mit den tatsächlichen konkreten Subjektivierungsweisen, die sich in Auseinandersetzung mit dieser Adressierung entfalten. Die zweite Form des Unbehagens äußerte sich in der von mehreren Seiten vorgetragenen Forderung nach einer verstärkten Einbeziehung der Untersuchung diskursiver Praktiken in die Diskursforschung.[3] Diese Forderung ist ausdrücklich zu begrüßen, denn sie trägt dazu bei, die ursprüngliche Foucault'sche Idee – Diskurse als Praktiken zu betrachten – ernster zu nehmen als dies die philosophisch-historische Foucault-Lektüre und Foucault'sche Diskursanalyse, Hegemonieanalysen in der Tradition Laclaus und Mouffes oder auch korpuslinguistisch orientierte Diskursforschungen – allein schon aus disziplinären Gründen – tun können. Der verstärkte Fokus auf Praktiken ist zudem eine deutliche Trendwende in

2 Vgl. diesbezüglich zum Beispiel die Untersuchung *Zum Subjekt der Beratung* von Boris Traue (2010).

3 Artikuliert wird dies von außerhalb der Diskursforschung zum Beispiel durch Alkemeyer und Villa (in diesem Band) sowie innerhalb der poststrukturalistischen Diskursforschung zum Beispiel durch Langer (2008) oder Ott und Wrana (in diesem Band).

einer Diskussion, die bis noch vor gar nicht langer Zeit die Bedeutung von Akteuren für die Analyse von Diskursen weitgehend bestritt (vgl. zum Beispiel Link 2005; Diaz-Bone 2005, 2010; Bublitz 2001). Die vor diesem Hintergrund praktizierten oder anvisierten methodischen Umsetzungen ergänzen das Handwerkszeug der Textanalyse durch Interviews und Varianten der ethnographischen Feldforschung. Insofern haben verschiedene Impulse aus dem Spektrum der interpretativen Theorien und Methodologien in der Diskursforschung in der Zwischenzeit Früchte getragen.[4] Allerdings – und dies ist die im Folgenden entwickelte zweite These dieses Beitrags – besitzen solche Forderungen in poststrukturalistischen Argumentationskontexten keine wirkliche Passung, weil sie dort als Additiv zu einem theoretischen Paradigma vertreten werden, das ihrem Anliegen entgegensteht bzw. keinen dafür theoretisch ausgewiesenen Platz angeben kann. Demgegenüber ist die von der Wissenssoziologischen Diskursanalyse vorgeschlagene Einbettung der Diskursforschung in den Sozialkonstruktivismus der Berger/Luckmann-Tradition in der Lage, die unterschiedlichen Elemente in einem begründeten Zusammenhang zu verorten, weil sie sowohl über einen theoretischen Begriff des Akteurs wie über eine Methodologie des Verstehens und der Beobachtung verfügt, die in konsistentem Zusammenhang mit dem zugrundeliegenden Diskursverständnis stehen.

Die soeben formulierte These kann im Rahmen dieses Beitrages nur am Beispiel einiger ausgewählter Positionen diskutiert werden (vgl. auch Keller 2010). Problematisch erscheint in diesem Zusammenhang zunächst der Begriff des Poststrukturalismus selbst, da er letztlich unterschiedlichste Ansätze versammelt, die sich mitunter grundlegend widersprechen; man denke nur an Foucaults rekonstruktive Position und Derridas Dekonstruktion, an Derridas *Différance*-Strategie oder die an Deleuze und Guattari anschließenden rhizomanalytischen Bemühungen der Sinnauflösung auf der einen und Ecos Festhalten an Sinnkonventionalisierung auf der anderen Seite. Auch finden wir – wie bei Lacan oder Althusser – nach wie vor Elemente psychoanalytischer und marxistischer Strukturalismen. Das im angelsächsischen Raum entfaltete Etikett des Poststrukturalismus bezog

4 Ironischerweise wiederholt sich hier eine Erfahrung, die die Soziologie einst mit dem Strukturfunktionalismus gemacht hat: So hatte Harold Garfinkel schon in den frühen 1950er Jahren im Anschluss an die Sozialphänomenologie von Alfred Schütz gegen Parsons eingewandt, dieser behandele soziale Akteure als »kulturelle Deppen«, weil er sie als bloße Ausführende gesellschaftlicher Normprogramme konzipiere. Vgl. dazu auch die in eine ähnliche Richtung (wie Garfinkel) zielende Kritik von Stevi Jackson und Sue Scott an Judith Butlers »altfunktionalistischer« Konzeption der Norm (Jackson/Scott 2010).

sich ja sehr allgemein auf die französischen Philosophien nach dem Strukturalismus; letztere haben inzwischen in Frankreich jedoch einer weitreichenden »Rückkehr der Akteure« (und der Soziologie) Platz gemacht (Dosse 1995). Auch die aus philosophischen Debatten entfaltete poststrukturalistisch orientierte Diskursforschung durchläuft – so lassen die genannten Forderungen vermuten – gegenwärtig einen Prozess der Soziologisierung. Damit stellt sich für die kommenden Jahre die Aufgabe, *den* Poststrukturalismus nicht länger *der* Soziologie pauschal gegenüber- bzw. entgegenzustellen, sondern nach wechselseitigen Anschlüssen und Übersetzungen zu fragen. Diese haben einerseits wichtigen Einsichten der poststrukturalistischen Debatte Rechnung zu tragen, andererseits aber auch zu berücksichtigen, dass die Soziologie eine komplexe und in sich ebenso ausdifferenzierte wie widersprüchliche »Wirklichkeitswissenschaft« (Max Weber) ist, die sich in die Niederungen des *real life* begibt und dafür handhabbare Konzepte und Methoden benötigt. Ich will diese Herausforderung anhand von drei Schritten illustrieren. Im ersten Schritt beziehe ich mich auf allgemeine Theoriegrundlagen des Poststrukturalismus. Daran anschließend diskutiere ich anhand der Position Judith Butlers eine der gegenwärtig gezogenen Konsequenzen im Zuge der »Soziologisierung des Poststrukturalismus«. Schließlich beschäftige ich mich drittens mit einem exemplarischen Vorschlag zum Einsatz ethnographischer Perspektiven im Rahmen einer poststrukturalistischen Diskursanalyse.

Alles fließt

Ungeachtet des Foucault'schen Interesses an einer historischen Empirie, an konkreten Institutionen, Dispositiven und Akteuren tendieren Anrufungen des Poststrukturalismus zu einer textualistischen Verkürzung sozialwissenschaftlicher Analysen, etwa in der Betonung der permanenten Inkonsistenz, Destabilisierung oder Verschiebung von gesellschaftlichen Sinnordnungen. So heißt es bei Stephan Moebius und Andreas Reckwitz im Rahmen einer allgemeinen Exposition der poststrukturalistischen Perspektive:

»Die poststrukturalistisch inspirierten Fragen [...] geben mittlerweile den Analysen aller möglichen Felder moderner Gesellschaft Impulse. Konsequent können dann die soziologischen Kernbegriffe – von der ›Gesellschaft‹ bis zur ›Klasse‹, von der

›Institution‹ bis zum ›Individuum‹ – poststrukturalistisch unter einem verschobenen Blickwinkel betrachtet werden.« (Moebius/Reckwitz 2008a: 9)

Das wiederum bedeute, dass

»im Zentrum der poststrukturalistischen Perspektive damit die Analyse der permanenten Destabilisierung [steht], die Selbstdekonstruktion kultureller Signifikationssysteme und Wissensordnungen, ihr unabweisbares Scheitern von Sinn und die Produktion von neuartigen, unberechenbaren Sinnelementen, von Prozessen, die nur zeitweise durch kulturelle Stabilisierungen, durch scheinbar alternativlose kulturelle Ordnungen gestoppt werden, welche ihre eigene Konstitution unsichtbar machen« (Moebius/Reckwitz 2008a: 14).

Wenn damit darauf hingewiesen werden soll, dass der Gegenstand der Soziologie sinnhaft konstituiert ist, Soziologie also im Sinne Max Webers Kulturwissenschaft ist und Kultur anders als bei Talcott Parsons nicht als sich reproduzierendes funktionales Teilsystem, sondern als menschliches Weltverhältnis begriffen werden soll, kann dies als seit längerem bekannt zur Kenntnis genommen werden – ebenso wie der Umstand, dass sich entsprechende historische Symbolordnungen im Laufe der Zeit verändern. Allerdings haben Klaus Holz und Ulrich Wenzel zu Recht auf die bedenkliche Implikation der kulturtheoretischen Position hingewiesen, kulturelle Praktiken aus den konkreten gesellschaftlichen Handlungsfeldern zu lösen und

»die Möglichkeit der Reinterpretation, des Immer-Wieder-Neuverstehens kultureller Bedeutungen [...] nicht als eine Konsequenz des Zusammenspiels von Textgestalt und Handlungsfähigkeit« (Holz/Wenzel 2003: 199f.) zu betrachten, »sondern als autochthone Eigenschaft des Textes selbst [...]. Nicht der Mensch unter Bedingungen [...], sondern die letztlich als schrankenlos konzeptualisierte Semiosis der Zeichensysteme erscheint hier als Demiurg gesellschaftlicher Kulturentwicklung.« (Holz/Wenzel 2003: 199f.)

Genau das wird im obigen Zitat von Moebius und Reckwitz deutlich, wenn sie die Analyse der »Selbstdekonstruktion kultureller Signifikationssysteme« (Moebius/Reckwitz 2008a: 14) als Zentrum ihrer Perspektive auf Wandlungsprozesse benennen. Eine Soziologie, die dem folgt, gleitet ab in deskriptive Textwissenschaft und kulturdiagnostische Essayistik. Wendet sie sich jedoch dem »Mensch unter Bedingungen« zu, so bedarf sie unweigerlich eines Begriffsapparates, der in der Lage ist, die komplexe Topologie des Sozialen zu erfassen. Der von Moebius und Reckwitz (2008b) herausgegebene Sammelband zu »Poststrukturalistsichen Sozialwissenschaften« (vgl. ähnlich bereits Stäheli 2000) macht dies indirekt und wohl auch un-

freiwillig deutlich, wenn man den Blick auf die zahlreichen Einzelbeiträge zu spezifischen Begriffen und Themenfeldern richtet. Dort feiern die eben noch pauschal verabschiedete Soziologie im allgemeinen sowie einige soziologische Paradigmen im besonderen unter der Hand fröhliche Wiederkehr. Dort bedienen sich die Autor/innen nunmehr munter und ungeachtet aller theoretischen Vorabverurteilungen bei den unterschiedlichsten soziologischen Theoremen und Forschungen, die zum Teil aus Zeiten stammen, da der Begriff des Poststrukturalismus noch gar nicht existierte. Dabei werden Ethnomethodologie mit Organisationsanalyse, Akteur-Netzwerk-Theorie und Bourdieu'sche Theorie der Praxis, sozialwissenschaftliche Globalisierungsdebatte und soziologische Studien menschlicher Naturverhältnisse zu einer wilden Mischung verrührt, deren Etikettierung als »poststrukturalistisch« nicht einmal in zeitlicher Hinsicht überzeugen mag.[5] Ich will an dieser Stelle nicht weiter über die Motive einer entsprechenden Theoriepolitik spekulieren. Vielleicht handelt es sich lediglich um eine kritische Reaktion auf Engführungen soziologischer bzw. sozial- und kulturwissenschaftlicher Reflexionen, wie sie in den Systemtheorien von Talcott Parsons bis Niklas Luhmann, in der Handlungstheorie des *Rational Choice* oder auch in quantifizierender Hypothesen testender Empirie zu finden sind. Doch im Unterschied zu den Protagonist/innen des Poststrukturalismus sehe ich nicht die Notwendigkeit, entsprechende Argumente aus den philosophischen Traditionen des Poststrukturalismus abzuleiten. Vielmehr plädiere ich dafür, sie aus der Breite der soziologischen Traditionen und Positionen selbst zu schöpfen, stehen hier doch insbesondere in der pragmatistischen Soziologietradition vielfältige Begriffe und Instrumente bereit, die an die wichtige, vom Poststrukturalismus aufgegriffene Kritik am philosophischen Subjektbegriff anschlussfähig sind.

5 So behauptet Stäheli (2000: 68ff), poststrukturalistische Konzepte seien inzwischen zum *common sense* einiger soziologischer Theorien und Methodologien geworden, so etwa im Symbolischen Interaktionismus. Nun ist der Symbolische Interaktionismus und die ihm zugrunde liegende Philosophie des Pragmatismus wesentlich älter als der Poststrukturalismus selbst. Deswegen ließe sich plausibler die umgekehrte Beziehung formulieren: Der Poststrukturalismus hat von der Rezeption des Pragmatismus und des Symbolischen Interaktionismus profitiert, was sich für die Entfaltung der Birminghamer *Cultural Studies* auch zeigen lässt.

Über Butler zur Bourdieu'schen Determination des Subjekts?

Ein Kernproblem dieser Auseinandersetzungen besteht wohl darin, dass die poststrukturalistischen Argumente im Kontext einer philosophischen Debatte über den Stellenwert des Subjekts als Substanz und Essenz entfaltet wurden, welche für die Soziologie von je her von untergeordneter Bedeutung gewesen ist. Mit anderen Worten: Während Foucault bereits Ende der 1950er Jahre Anlauf nahm, um die Philosophie durch eine historische Soziologie zu ersetzen, verkennt die heutige sozialwissenschaftliche Wendung der poststrukturalistischen Theorie deren Verhaftetsein im philosophischen und geisteswissenschaftlichen Diskurs. Sie missversteht die dort formulierten Kritiken am Subjekt, wenn sie diese pauschal auf *die* Soziologie überträgt und nicht zur Kenntnis nimmt, dass die Soziologie etwa bei Durkheim oder Weber historisch gerade als empirische Kritik am philosophischen Substantialismus und Essentialismus, als Kritik an einer Metaphysik des Subjekts entstanden ist, deren Kernaussagen – einschließlich der Forderung nach historischer Analyse – spätestens seit Friedrich Nietzsche bekannt und eingefordert sind.

Pointiert hat vor allem Judith Butler im Rahmen ihrer Auseinandersetzung mit feministischen Theorien und im Anschluss an Foucault die Kritik *des* Subjekts formuliert. Gegen philosophisch-essentialistische Konzepte (»Metaphysik der Substanz«) insistiert sie darauf, dass es »keinen Täter hinter der Tat gibt« (Butler 1991: 49) und dass »die Identität, die innere Kohärenz des Subjekts und sogar der selbstidentische Status der Person durch die *Regulierungsverfahren* der Geschlechter-Ausbildung und Teilung konstituiert« wird (ebd.: 37f., Hervorhebung im Original):

> »Sagt man, daß das Subjekt konstituiert ist, so bedeutet dies einfach, daß das Subjekt eine Folgeerscheinung bestimmter regelgeleiteter Diskurse ist, die die intelligible Anrufung der Identität anleiten. Das Subjekt wird von den Regeln, durch die es erzeugt wird, nicht *determiniert,* weil die Bezeichnung kein *fundierender Akt,* sondern eher ein *regulierter Wiederholungsprozeß* ist, der sich gerade durch die Produktion substantialisierter Effekte verschleiert und zugleich seine Regeln aufzwingt. In bestimmter Hinsicht steht jede Bezeichnung im Horizont des Wiederholungszwangs; daher ist die ›Handlungsmöglichkeit‹ in der Möglichkeit anzusiedeln, diese Wiederholung zu variieren.« (ebd.: 213; Hervorhebung im Original)

Butler spricht weiter von der »vielfachen Konstituiertheit« (Butler 1991: 166) des Subjekts, von der »Pluralität von Identifizierungen« (ebd.) und verweist darauf, dass das »Ich« sein Handlungsvermögen zum Teil aus den

Machtbeziehungen beziehe, in die es eingebunden ist (ebd.: 174). Und an anderer Stelle heißt es: »Nichts von alledem ist so gemeint, daß Identität geleugnet, überwunden, ausgelöscht werden soll.« (ebd.: 168) Allerdings richtet sie sich – obwohl der Hauptadressat der Kritik die Philosophie und einige feministische Positionen bleiben – zugleich gegen die soziologischen Diskussionen, welche

»traditionell [darum] bemüht [waren], den Begriff der Person als eine Tätigkeit zu verstehen, die gegenüber den verschiedenen Rollen und Funktionen, durch die sie gesellschaftliche Sichtbarkeit und Bedeutung erlangt, einen ontologischen Vorrang beansprucht« (ebd.: 37).

Nun müsste genauer differenziert werden, für welche soziologischen Positionen dies gilt und für welche nicht, was im vorliegenden Rahmen nicht geleistet werden kann. Allerdings weist Butler (2004: 52f) selbst in einem Interview darauf hin, dass die Rede von *der* Soziologie wenig hilfreich ist, weil sich beispielsweise die soziologischen Landschaften in den USA von den europäischen deutlich unterscheiden – und das insbesondere im Hinblick auf die Rolle theoretischer Reflexionen.

Darüber hinaus wurde Butlers Argumentation im letzten Jahrzehnt zunehmend auch zur Begründung einer poststrukuralistischen empirischen Sozialforschung herangezogen, die versucht im Rückgriff auf das Konzept der diskursiven Konstitution und der (Althusser'schen) Anrufung des Subjekts die Annahme transsituativer Selbst- und Fremdfestlegungen in Frage zu stellen. Zu prüfen wäre nun, ob diese Form der Rezeption und Anwendung nicht über die Butler'sche Perspektive hinausschießt. Denn Butler nimmt da, wo sie sich der Soziologie zuwendet, eine vergleichsweise konventionelle Position ein: Bourdieus Begriff des Habitus gilt ihr als hilfreiches soziologisches Konzept, um die soziale Prägung des Subjekts sowie die dadurch erfolgte Festlegung von Dispositionen zu erfassen (Butler 2004: 58). Nun ist der Habitus jedoch nichts anderes als eine – gewiss reflektierte und weiterführende, aber auch einengende – Variation über das alte soziologische Thema der Sozialisation und der sozialen Konstitution der Person bzw. des Individuums. Deswegen stellt sich für die soziologische Forschung die Frage, welchen Mehrwert der Umweg über Butler erbringt, wenn er dann doch in die Arme Bourdieus führt, dessen Habitustheorie ja keineswegs eindeutig poststrukturalistisch verortet werden kann und immerhin als eines der weltweit etabliertesten theoretischen Konzepte der Soziologie seit nunmehr 30 Jahren gilt. Der Habitus als »strukturierende und strukturierte Struktur« sowie als »inkorporierte Ge-

schichte« ist ja gerade selbst ein transsituatives Lokalisierungsprinzip par excellence, das dem »Subjekt« eine feste Laufbahn in den Bedingungsgefügen des sozialen Raumes – differenziert nach Geschlecht, Klassenposition, Kapitalvermögen, Alter etc. – zuweist und Spielräume des Wahrnehmens, Denkens und Handelns festlegt. Hier wird ganz einfach die Annahme einer »natürlichen Essenz« durch diejenige einer quasi-natürlichen »sozialen Essenz« des Subjekts ersetzt. Der Habitus legt demzufolge fest, wie ein konkretes Individuum auf »Anrufungen« reagiert. In getreuer Anhängerschaft zu Butler ist es zwar verständlich, aber es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, wenn im deutschsprachigen Raum insbesondere Pierre Bourdieu mit seinen vergleichsweise reduktionistischen Ausführungen zur Theorie und Empirie der Praxis als Gewährsmann angerufen wird, um die Defizite der Diskursforschung zu korrigieren. Die Bourdieu'sche Praxistheorie bedarf letztlich keiner aufklärenden, sondern allenfalls einer illustrierenden Empirie, da sie theoretisch immer bereits entschieden hat, warum Individuen tun, was sie tun, und wie sie es tun: Habitus, Kapitalsorten, Position im sozialen Raum, Kampf der Klassen und Kampf der Klassifikationen. Sie ist in diesem Sinne ein Paradebeispiel der von Foucault heftig kritisierten »Hermeneutik des Verdachts« (Ricœur 1969: 41ff.), die zwar keine außer-soziale Substanz des Subjekts unterstellt, wohl aber eine weitreichende und lebenslängliche subkutane soziale Determination. Diese wird nicht durch situative Anrufungen außer Kraft gesetzt und erscheint in der soziologischen Analyse als notwendige Verknüpfung von Denk- und Handlungsweisen (Praktiken) mit Positionen im sozialen Raum – so wie ganz klassisch in der marxistischen Tradition als Ausdruck der Klassenlage.

Tatsächlich eröffnet sich mit den von Foucault aufgeworfenen Fragen nach den gesellschaftlichen Orten, Instanzen und Formen der Subjektbestimmung für die Soziologie ein weites Gegenstandsfeld, das zwar keineswegs völliges Neuland ist – erinnert sei an Max Webers Analyse der Protestantischen Ethik, an Emile Durkheims Rede vom »institutionalisierten Individualismus«, an die symbolisch-interaktionistischen Studien zur sozialen Konstruktion von Abweichung –, das aber bis in die 1970er Jahre wenig Aufmerksamkeit erfuhr. Allerdings muss auch hier eingewandt werden, dass sich die tatsächliche empirische Konstitution von Subjekten (Individuen) nicht aus der wie auch immer heterogenen Konstellation von Diskurslagen ergibt, sondern dass sie in ihrer Leibgebundenheit, Erfahrungsabhängigkeit und dem Eingebundensein in eine soziale Mitwelt als

Sozialisationsprozess sehr viel komplexer verläuft als es der ausschließliche Blick auf Elemente der diskursiven Konstitution nahelegt.

Poststrukturalistische Diskursethnographie?

Verschiedene Kritiken an der Begrenztheit einer rein textualistisch ansetzenden Diskursforschung verweisen auf ethnographische Vorgehensweisen, insbesondere auf teilnehmende Beobachtungen an den Handlungsvollzügen, in denen Diskurse aktualisiert oder in denen tatsächliche Subjektivierungsweisen zugänglich werden. Solche Kritiken sind wichtig, denn sie machen deutlich, dass die Diskursforschung der Foucault'schen Forderung, Diskurse – in Abgrenzung zur Ideengeschichte – als Praktiken zu behandeln, häufig nur in einem sehr eingeschränkten Sinne – als Analyse von Sprachgebrauch – nachkommt.[6] Im Kontext poststrukturalistischer Diskursanalysen formulieren zum Beispiel Antje Langer (2008) sowie Marion Ott und Daniel Wrana (in diesem Band) entsprechende Forderungen nach einer Integration ethnographischer Perspektiven. Die Frage, wie poststrukturalistische Diskurstheorie mit ethnographischen Ansätzen verbunden werden kann, ist jedoch bislang kaum reflektiert (ebd.: 70). An Vorschläge dieser Art möchte ich deswegen die Frage richten, welche wissenschaftstheoretischen Grundlegungen eine entsprechende Ethnographie erfährt und inwiefern diese Grundlegungen mit den Grundannahmen der jeweiligen poststrukturalistischen Diskurstheorie kompatibel sind. Entsprechende Klärungen sind insbesondere in dem Maße notwendig, wie die Ethnographie in die Diskursforschung integriert wird, ohne dass direkt auf das textbezogene Analysevokabular des Poststrukturalismus – wie etwa die Rede von leeren Signifikanten – zurückgegriffen werden kann. In der Soziologie hat die Ethnographie eine lange Tradition und Geschichte, die hauptsächlich in die *Chicago School* der interpretativ-pragmatistischen Sozialforschung zurückreicht (Keller 2010a). Die beiden gegenwärtigen Hauptströmungen soziologischer Ethnographie im deutschsprachigen Raum – die ethnomethodologisch orientierte Ethnographie einerseits, die hermeneutisch-wissenssoziologische Ethnographie andererseits – gehen beide auf diese Tradition sowie auf Einflüsse der Sozialphänomenologie von Alfred Schütz zurück. Auch die Kulturethnographie von Clifford Geertz steht in

6 Während Reckwitz (2004) vor allem die Unterschiede zwischen Bourdieu und Butler betont, sieht Butler selbst, wie zuvor dargelegt, eher Anschlussmöglichkeiten.

der Tradition der sinnverstehenden Soziologie, in diesem Fall vor allem in der Tradition Max Webers. Gewiss hat es in der Selbstreflexion der Ethnographie – bzw. eher noch: der Ethnologie – im Rahmen der *writing-culture*-Debatte auch eine Phase ihrer »Selbstaufhebung« gegeben. Tatsächlich lässt sich diese jedoch als Beitrag zur Selbstreflexion und Methodologisierung ethnographischer Forschungspraxis situieren, die das »Ethnographisieren« nicht grundsätzlich aufhebt, sondern es von einem naiven Naturalismus der Realitätsabbildung löst, wie er der ethnomethodologischen Ethnographie häufig anhaftet(e).

Im Kontext des Poststrukturalismus ist es nicht Foucaults Bestimmung von Diskursen als Praktiken, aus der die Forderung nach einer Integration ethnographischer Methoden resultiert. Ihre Einführung geht eher auf Überlegungen zurück, die auf die Feststellung hinauslaufen, dass die Rezeption und Interpretation von Texten oder Aussagen nicht vollständig durch die Worte determiniert sind. Deshalb – so die Annahme – bestehe Interpretationsspielraum, dessen Nutzung es durch ethnographische Perspektiven zu erkunden gelte. Wie werden die entsprechenden Überlegungen entwickelt und worin liegt ihre Problematik? Die angesprochenen Argumentationen der jüngeren poststrukturalistischen Diskursforschung greifen häufig auf eine Argumentationskette zurück, in der Argumente von Foucault, Lacan, Derrida, Althusser und Butler verbunden werden. Im Kontext einer auf »Polysemie« abzielenden Strategie der poststrukturalitischen Diskursforschung, wie sie beispielsweise Daniel Wrana, Marion Ott und Antje Langer vertreten, wird die Ethnographie diskursiver Praktiken mit dem Hinweis eingefordert, dass Textproduktion und Textrezeption auseinanderfallen:

»Die poststrukturalitische Diskursanalyse geht von einer fundamentalen Differenz von Produktion und Konsumption von Texten aus, von einem Bruch, der sich nicht über eine Theoriestrategie negieren lässt.« (Wrana 2010: o. S.)

Die von Jacques Derrida, Umberto Eco und anderen beschriebene Unterdeterminiertheit von Text- bzw. Wortbedeutungen mache die Ko-Produktion durch die Rezipienten notwendig, welche die Lücken der Wörter füllen und eine Vielzahl von Lesarten auf der Basis desselben Textes entfalten können.[7] Gegen Derridas Dekonstruktivismus weist Eco jedoch darauf

7 In Teilen der Soziologie ist dieses Phänomen seit Garfinkels Analysen zur Indexikalität sprachlicher Äußerungen bekannt. Nach Garfinkel (1981) ist die (Kenntnis der sozialen) Situation notwendig, um die Bedeutungen spezifisch zu bestimmen.

hin, dass Textgattungen und Lesarten Konventionalisierungen unterliegen, also nicht alle möglichen Lesarten gleich wahrscheinlich und gleich zwingend erscheinen.[8] Der Begriff des »Modell-Lesers« zielt – ähnlich wie die drei Lesartmöglichkeiten, die Stuart Hall (1999) in seinem Aufsatz über *encoding/decoding* unterscheidet – auf die dominierende Konvention, die jedoch immer auch andere Gebrauchsweisen möglich macht. Eco zufolge ist dieser Modell-Leser in den Text eingebaut. Althussers Konzept der Anrufung wiederum schlägt die Brücke zu den Adressaten, die solchermaßen einer »Subjektivierungsauffassung« gegenüberstehen (Langer 2008: 51ff.). Auch wenn eine dominierende Lesart existiert, sind Individuen unterschiedlichen Anrufungen ausgesetzt und haben Texte bzw. Anrufungen polysemischen Charakter, so dass Spielraum für Abweichungen von Modell-Lesarten entsteht. Für Wrana (2010) wird die damit auftretende Differenz zwischen Textintention (Modell-Leser) und Text-Koproduktion durch die Rezipienten zum Argument für die Notwendigkeit ethnographischer Erforschung der Praxis von Lehr-/Lernsituationen. Ecos Modell-Leser, Halls Hinweis auf hegemoniale Lesarten und auch Althussers Konzept der Anrufung treffen als Versuche der Sinnfixierung auf eine Lektürepraxis, die ihre eigenen widerspenstigen Lesarten zu generieren vermag:

»Die diskursive Praxis wird hier als Ensemble von Praktiken der Produktion und der Konsumption betrachtet, die einen Kreislauf bilden und in der Texte als Artefakte eine spezifische Rolle spielen ebenso wie rhizomatische diskursive Strukturen, die in die Produktion von Texten ebenso wie in das Bilden von Lesarten derselben eingehen. Auch wenn die diskursiven Strukturen als rhizomatisch und semiotisch unabschließbar gedacht werden, bilden sie dann doch hegemoniale Strukturen aus. Lernarrangements könnten nun daraufhin analysiert werden, welche Stellung sie im Prozess der Durchsetzung hegemonialer Strukturen spielen.« (Wrana 2010: o. S.)

Gegen das skizzierte Bemühen, der behaupteten Wirkmächtigkeit von Diskursen Möglichkeiten der Variation und Abweichung, des Widerstandes und der Subversion entgegenzustellen, lässt sich zunächst einwenden, dass dieses Bemühen Artefakt einer textualistischen Position ist, welche die Wirkmächtigkeit von Texten und Diskursen zunächst überhöht, um sie dann aus kritischer Sicht auszuhöhlen. Im Anschluss an pragmatische Zei-

8 Was oft nicht gesehen wird, wenn solche Argumente als »poststrukturalistisch« bezeichnet werden: Eco stützt sich hier auf die pragmatistische Sprachtradition von Charles S. Peirce aus der Zeit des späten 19. Jahrhunderts (Keller 2005a: 103; Eco 1991: 28ff., 1999).

chenkonzepte und Diskursverständnisse ist weder die Unterdeterminiertheit des Textes noch der Modell-Leser eine Sache des Textes oder der Sprache, sondern ein soziales Phänomen: Die Eindeutigkeit oder Uneindeutigkeit von Zeichennutzungen beruht auf sozialen Konventionen in existierenden Diskurs-Universen und ist niemals Produkt von »Texten«. Hier soll jedoch ein anderes Argument weiter verfolgt werden: Wenn die Polysemie konstitutiver Bestandteil jedes Sinnphänomens ist, wie kann dann eine ethnographische Beobachtung überhaupt stattfinden? Müsste nicht eine konsequent poststrukturalistische Ethnographie auch die Sinneinheit jeder beobachteten Praxis dekonstruieren? Denn was für den sprachlichen Text gilt, gilt dann ebenfalls für die Textur der Welt. Eine poststrukturalistische Ethnographie könnte also auch hier nur Pluralisierungen hervorbringen – oder aber sie müsste das in der Beobachtungspraxis tun, nämlich Sinneinheit zu setzen, was sie in der Textpraxis bestreitet und kritisiert. Ethnographie setzt voraus, dass Beobachter/innen verstehen und dazu interpretieren, was sie sehen. Ethnographie ist also immer eine Praxis der Sinnfixierung durch die Ethnograph/innen. Doch aufgrund welcher Kompetenzen beobachtet der poststrukturalistische Beobachter? Führt eine poststrukturalistische Diskursethnographie nicht zu einem grundlegenden Selbstwiderspruch? Dies wirft also viele Fragen der klassischen qualitativen Sozialforschung auf: Wie wird (teilnehmend) beobachtet? Wie wird verstanden? Welche Rolle spielt das Vorwissen der Beobachtenden? Muss der Kontakt mit den Handelnden gesucht werden? Ist eine reine, naturalistische Beschreibung von Praktiken möglich? Welche Rolle spielt der Sinn (oder die Situationsdefinition) im praktischen Geschehen?

Sofern Diskurse in orthodoxer Foucault'scher Lesart als regelgeleitete Aussagesysteme und Tiefenstrukturen konzipiert werden, bleibt offen, welchen Mehrwert ein ethnographischer Zugang hat und wie dieser Mehrwert gegebenenfalls in den Theoriezusammenhang der Diskursforschung eingebunden werden kann/soll. Oder wiederholt sich hier im poststrukturalistischen Gewand der Aufstand der Mikro-Soziologie gegen den Strukturfunktionalismus der 1950er Jahre? Sofern Ethnographie im Kontext poststrukturalistischer Diskursforschung betrieben wird, ist sie jedenfalls aufgefordert, vor ihrem Theoriehintergrund die methodologischen Grundlagen ihrer Möglichkeit zu explizieren. Soweit ich sehe, wird in der poststrukturalistischen Diskursforschung Ethnographie bislang eher als importiertes, additives Verfahren der zusätzlichen Diskursbeobachtung genutzt,

ohne dass entsprechende methodologische Reflexionen vorgenommen werden. Dadurch entsteht das Problem, wie die jeweiligen Ergebnisse innerhalb der Diskusforschung zueinander in Relation gesetzt werden können und ob nicht die eine Hand (in der Praxis der Beobachtung) etwas tut, was die andere Hand (auf der Ebene der Textanalyse) negiert.

Wissenssoziologische Diskursanalyse als Forschungsprogramm

Im Jahr 1997 schrieb Stuart Hall:

»Heutige Kommentare betonen nicht nur die Brüche und Paradigmenwechsel, sondern auch die Ähnlichkeiten und Kontinuitäten zwischen älteren und neueren Traditionen: beispielsweise zwischen Webers klassischer interpretativer ›Soziologie der Bedeutung‹ und Foucaults Betonung des ›Diskursiven‹.« (Hall 2002 [1997]: 111)

In diesem Sinne setzt die Wissenssoziologische Diskursanalyse, wie ich sie seit Mitte der 1990er Jahre entwickelt habe und wie sie mittlerweile breiten Einsatz in unterschiedlichen disziplinären Kontexten erfährt, an der von Peter Berger und Thomas Luckmann vorgeschlagenen sozialkonstruktivistischen Position an (Keller 2001, 2003a, 2005a). Diese Position konzipiert im Anschluss an klassische soziologische Überlegungen von Karl Marx, Emile Durkheim, Max Weber, Alfred Schütz und den US-amerikanischen Pragmatisten Gesellschaft in zweierlei Weise: als objektive (soziohistorisch objektivierte) Wirklichkeit einerseits, als subjektive (internalisierte) Wirklichkeit andererseits. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse greift nun auf ebenfalls sozialkonstruktivistisch grundierte, Foucault'sche Überlegungen sowie auf die Tradition der Analyse öffentlicher Diskurse im Symbolischen Interaktionismus zurück, um die Analyse der Gesellschaft als »objektiver Wirklichkeit« innerhalb dieses wissenssoziologischen Paradigmas zu situieren und damit dem Foucault'schen Programm einer empirischen Wissensanalyse und Analyse von Macht-Wissen-Komplexen Rechnung zu tragen.

Die Rede von der gesellschaftlichen Konstruktion sollte nicht intentionalistisch missverstanden werden: Sie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Variation über die Marx'sche Formel, dass Menschen ihre Geschichte machen – aber eben nicht unter selbst gewählten Umständen und nicht in kontrollierter Planung. Das Medium einer solchen Konstitution von Gesellschaft ist das Wissen bzw. sind die gesellschaftlichen Wissensvorräte

und die gesellschaftliche Kommunikationsmaschinerie. Auch die Art und Weise des Vollzugs von Handlungen (Praktiken) ist eine Form des Wissens ebenso wie die verfügbaren Motivationen. Fortgeführt ist diese Position in der deutschsprachigen Hermeneutischen Wissenssoziologie (Hitzler u.a. 1999), welche die Theorie von Berger und Luckman im Großen und Ganzen übernimmt, sie aber in einem wesentlichen Punkt ergänzt: mit methodologischen und methodischen Reflexionen darüber, wie eine adäquate wissenssoziologische Forschung als wissenschaftliches Unternehmen empirisch begründet und durchgeführt werden kann (Hitzler/Honer 1997).

Wenn hier von Individuen, Akteuren, Subjekten gesprochen wird, so sind diese immer schon als sozial konstituierte gedacht, nicht als vor- oder außersoziale Substanzen oder Essenzen. Seit den Sozialisationstheorien von Cooley, Mead und Durkheim ist bekannt, dass die lebensweltliche Kontinuität und der Bruch von Identitätsbildungen aus Prozessen der institutionellen Identifikation einerseits, aus den kommunikativen Einbettungen in gesellschaftlichen Diskursuniversen (G. H. Mead) andererseits resultiert. Die Basis all dieser Prozesse ist die menschliche Fähigkeit zum Zeichengebrauch, die Alfred Schütz in seinen Arbeiten zur Rolle des Bewusstseins bei der Sinnkonstitution analysiert hat. Menschliches Bewusstsein wendet sich der Welt zu, ist als »Bewusstsein von« immer schon an Welt gekoppelt. Es konstituiert allerdings nur in dem Verständnis Sinn, dass es keine anderen Orte der Verankerung oder Aufschichtung von Sinn gibt und nicht in dem Sinne, dass es genuine, ursprüngliche Quelle von Sinn wäre. Das, was das Bewusstsein als »Sinn prozessiert«, stammt aus den gesellschaftlichen Wissensvorräten und folgt in enger Verknüpfung von Denken und Handeln den Pragmatiken der jeweiligen Situationsrelevanz. Auch die Diskursforschung muss ein solches Prozessieren symbolischer Ordnungen unterstellen – sonst besitzt sie weder einen Gegenstand noch eine begründete Beobachterposition der Analyse. All das sind zeichengebundene Prozesse, die auf der menschlichen Kompetenz der Zeichennutzung basieren. Das hat mit Subjektphilosophie nichts zu tun und formuliert allenfalls soviel an anthropologischer Grundannahme, wie unbedingt nötig ist – um mit Foucault zu sprechen (vgl. auch Keller 2005a; Poferl 2009). Hermeneutik bedeutet dann keineswegs »Verdachtshermeneutik«, sondern die Reflexion des Vorgehens bei der Analyse: Auf welcher Grundlage treffen wir unsere Aussagen über Diskurse und ihre Machteffekte? Wie kann eine Analyse nachvollziehbar werden? Wie kann sie sich

gegen allzu beliebige Spekulation versichern? Wie begründet sie ihren Unterschied zu bloßer Essayistik und schöngeistiger Literatur?

Es ist hier nicht der Ort, die Wissenssoziologische Diskursanalyse in ihren Grundlegungen und Konzepten umfassend vorzustellen. Im Rahmen ihrer Einbettung in den Sozialkonstruktivismus und die Hermeneutische Wissenssoziologie kann sie auf eine weit ausgearbeitete Methodologie des Interpretativen zurückgreifen, die auch der Analyse von Praktiken und ethnographischen Zugängen Rechnung trägt bzw. diese innerhalb ihres Grundparadigmas situiert hat. Einige wenige, für den Kontext dieses Bandes besonders relevante Punkte möchte ich jedoch im Folgenden erläutern. Wissenssoziologische Diskursanalyse ist, Foucault folgend, ein rekonstruktives Forschungsprogramm zur Analyse gesellschaftlicher Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken, ganz allgemein auch: von »diskursiven Problematisierungen«. Sie präferiert eine interpretative Methodologie und daran anschlussfähige Methoden. Gesellschaftliche Wissensverhältnisse sind komplexe soziohistorische Konstellationen der Produktion, Stabilisierung, Strukturierung und Transformation von Wissen bzw. symbolischen Ordnungen in vielfältigen gesellschaftlichen Arenen. Die entsprechenden Wissensvorräte oder Ordnungen entstehen in sozialen Prozessen der Objektivierung und Institutionalisierung, die aus komplexen historischen Gemengelagen hervorgehen. Solche Prozesse können als Diskurse analysiert und rekonstruiert werden. Diskurse sind zeit-räumlich verstreute, rekonstruierbaren Strukturierungsprinzipien folgende, mehr oder weniger konfliktuelle Äußerungszusammenhänge, die weltliche Phänomene in den Blick nehmen (und erzeugen). Der Diskursbegriff ist die heuristische Unterstellung dieses Zusammenhangs.

Die Existenz von Diskursen impliziert im Sinne einer wechselseitigen Bedingung die Existenz von zeichennutzenden Sprecher/innen, welche die Diskurse aktualisieren, reproduzieren, transformieren. Sie setzt gleichzeitig das Vorkommen von zeichenkompetenten Adressat/innen voraus. Soziale Akteure, die als Sprecher/innen und Adressat/innen in Diskursen fungieren, existieren in sozialen Kollektiven, durch die sie Grundkompetenzen der Zeichennutzung und der Orientierung in den basalen Sinnstrukturen der sozialen Welt erwerben. Menschliches Bewusstsein ist also immer Ergebnis sozialer Strukturierungen und vorgängiger Kommunikationsprozesse, durch die die individuelle Fähigkeit zum Symbolgebrauch und zur Sinnzuweisung generiert wird, welche die letzte Grundlage des gesellschaftlichen Prozessierens von Diskursen darstellt. Diskurse sprechen sich nicht

selbst. Soziale Kollektive sind Kommunikationsgemeinschaften, die Diskursuniversen konstituieren.

Die WDA schlägt zur Untersuchung der diskursiven Konstruktion der Wirklichkeit auf der Ebene von (kollektiven) sozialen Akteuren, Organisationen und institutionellen Arenen mehrere Konzepte und Ansatzpunkte vor, die sowohl die Wissensordnung der Inhalte wie auch die Ebene ihrer Materialitäten umfasst. Dazu zählen:

- die Analyse der Konstitution der Inhalte
- die Frage nach der Erzeugung der Äußerungen
- die Frage nach den Machteffekten
- die Fragen nach gesellschaftlichen Makro-, Meso- und Mikrokontexten und ihrer Beziehung zu den Diskursen

Auf die ersten drei Dimensionen möchte ich nachfolgend genauer eingehen. Sofern Diskursforschung ihr Interesse auf die symbolische Strukturierung des Sozialen bzw. auf gesellschaftliche Wissensordnungen richtet, bedarf sie erschließender Konzepte, um die entsprechenden Wissenskonfigurationen herauszuarbeiten. Die in der *Archäologie des Wissens* ausgearbeitete Foucault'sche Perspektive auf die verschiedenen Formationsmodalitäten gibt dazu wichtige, aber nur begrenzte Hinweise. Um die diskursive Typik von Äußerungen, also die Aussage und die damit verbundenen instruierenden Signifikationsregeln zu analysieren, greift die WDA deshalb auf weitere Konzepte der wissenssoziologischen Tradition zurück. Aussagen lassen sich als Positivitätsbehauptung von Diskursen begreifen. Sie bilden den typisierenden Kernbestand eines bzw. mehrerer diskursiver Ereignisse und treten als Vertextungen und Verbildlichungen in Erscheinung, als audiovisuelle Symbol- und Situationsarrangements. Die Rekonstruktion der Aussagenebene nutzt Vorgehensweisen der interpretativ-hermeneutischen Sozialforschung, d. h. methodisch kontrollierte Analyseprozesse, die sowohl Momente der Dekonstruktion wie auch der Rekonstruktion von Daten enthalten: zum Beispiel sequenzanalytische Interpretationsstrategien, qualitative Strategien der Bild- und Filmanalyse, Datenerschließungen nach Prinzipien der *Grounded Theory*. Die WDA schlägt unter anderem die Analyse von Deutungsmustern vor, die als organisierendes Prinzip der Verbindung von sprachlichen und bildlichen Zeichen zu Grunde liegen. Diskurse prozessieren mehrere Deutungsmuster und setzen sie in spezifische Beziehungen zueinander. Die Idee des Deutungsmusters eignet sich dabei in besonderer Weise als Brückenkonzept, um die Frage

nach der alltagsweltlichen Aneignung von Diskursen bzw. diskursspezifischen Adressierungen oder auch die Frage nach dem Aussagegehalt ganz unterschiedlicher Datenformate zueinander zu behandeln. Die Gesamtgestalt, die ein Diskurs dem Phänomen gibt, von dem er handelt, lässt sich als Phänomenstruktur bezeichnen. Das zielt nicht auf die »tatsächliche Wesensqualität« eines Phänomens, sondern auf die Art und Weise, wie es in einem Diskurs in Erscheinung tritt und umfasst unter anderem die diskursinterne Zurechnung von Zugehörigkeiten und Ausschließungen, die Mobilisierung von Sachargumenten und Moral. Auch Klassifikationen stellen eine wichtige Dimension der Wissensstrukturen dar, die in Diskursen prozessiert werden. Narrative Strukturen oder »rote Fäden« (*story lines*) verknüpfen die verschiedenen Bausteine eines Diskurses zu einer erzählbaren, darstellbaren Gesamtheit. Subjektpositionen bezeichnen Platzhalter im Rahmen der Adressierungen und Handlungskonfigurationen, die Diskurse vornehmen. In Diskursen und diskursiven Formationen können mehrere Subjektpositionen konfiguriert werden; so korrespondiert beispielsweise das unternehmerische Selbst mit seinem Negativbild, der inaktiven *couch potatoe*, von der es sich absetzt und der es zugleich als Vorbild vor Augen gehalten wird. Dazwischen entfaltet sich eine ganze Bandbreite von Berater/innen, Coaches, »Aktivierern«, die als Fährleute den Weg ans andere, bessere Ufer versprechen. Motivvokabularien (Charles W. Mills) oder Motivgrammatiken (Kenneth Burke) gehören zur Ausstattung entsprechender Subjektpositionen: Sie stellen Legitimationen, Argumente, Motivationen für das *accounting* der Denk- und Handlungsweisen bereit, welche in der Wirklichkeit des Diskurses platziert sind. Diskursgenerierte Modellpraktiken und Artefakte zeigen an, welche Materialisierungen und Machteffekte ein problembezogener Diskurs anvisiert. Diese verschiedenen Bausteine bilden zusammen das, was ich als das Interpretationsrepertoire eines Diskurses bezeichnet habe. Dabei handelt es sich um diejenigen typisierten Elemente, mit denen beliebig viele Äußerungen und konkret singuläre Zeichenverbindungen in einem Diskurs erzeugt werden können.

Die Frage nach der Erzeugung der Äußerungen führt zur Materialität, zu den Infrastrukturen oder Dispositiven der Diskursproduktion. Dazu zählen zunächst gesellschaftlich formierte soziale Akteure, die sich in die Sprecherpositionen der Diskurse einklinken und als kompetente, legitime Sprecher – im Sinne von können, wollen und dürfen – die Diskurse aktualisieren, reproduzieren oder auch transformieren. Dies geschieht mitunter auch in mehr oder weniger expliziten, größeren Verbünden als Diskursko-

alitionen. Einen weiteren Bestandteil der diskursiven Infrastruktur bilden die diskursiven Praktiken, das heißt die Weisen des Zeichengebrauchs (etwa kommunikative Gattungen), die der Erzeugung von Äußerungen im Diskurs zugrunde liegen und die entsprechende erworbene und zugeschriebene Kompetenzen sozialer Akteure voraussetzen. Auch vielfältige, mehr oder weniger diskursspezifische nicht-diskursive Praktiken (zum Beispiel demonstrieren, experimentieren, spezifisch kleiden) begleiten die Erzeugung diskursiver Ereignisse. Schließlich sind institutionell-organisatorische Arrangements zu nennen (zum Beispiel mediale, allgemein- oder teilöffentliche Arenen diskursiver Auseinandersetzungen oder Studiengänge, die »Nachwuchs« generieren) und auch Artefakte (zum Beispiel Bücher oder Laborinstrumente), welche in die Entstehung, Stabilisierung und Verbreitung von Diskursen notwendig eingebunden sind. Die Erforschung dieser materialen Infrastruktur der Diskursproduktion greift auf methodische Strategien soziologischer Fallstudien sowie die in der hermeneutischen Wissenssoziologie begründete fokussierte Ethnographie zurück (Knoblauch 2001; Keller 2003b; Honer 1993).

Infrastrukturen oder Dispositive sind auch in einer zweiten Hinsicht für die WDA bedeutsam: und zwar bei der Analyse der Machteffekte eines Diskurses. Solche Machteffekte entstehen in zweierlei Gestalt: zunächst als Apparaturen der Weltintervention, die immer dann zwischen Diskursen und adressierten Praxisfeldern vermitteln, wenn diskursive Problematisierungen hinreichenden Erfolg haben, um entsprechende Ressourcen zu mobilisieren. Dazu zählt zum Beispiel spezifisches Personal, das heißt Agent/innen eines Diskurses (etwa in den Arbeitsagenturen oder in Umweltbildungsprogrammen). Hinzu kommen auch hier institutionell-organisatorische Arrangements, technische Infrastrukturen und Artefakte – etwa die Konzeption, Einrichtung und Ausstattung von Schulen –, um »Bildungsdefizite« zu bearbeiten. Schließlich sind diskursive und nicht-diskursive Praktiken zu nennen, etwa die Umweltaufklärung über Informationsstände oder die Verpflichtung zur Mülltrennung. Bezogen auf die Weltintervention von Diskursen kann weiterhin – und dies ist die zweite Erscheinungsform von Machteffekten – zwischen intendierten und nicht-intendierten Effekten unterschieden werden. Das lässt sich am einfachsten anhand der ersten soziologischen Diskursanalyse *avant la lettre* illustrieren: Max Weber untersucht in seiner *Protestantischen Ethik* die Entstehung einer neuen Subjektposition – vielleicht im eigentlichen Sinne diejenige des unternehmerischen Selbst – sowie die damit verbundenen Praktiken des

Selbst- und Weltverhältnisses. Diese protestantische Ethik wird von den Kanzeln gepredigt, in Ratgebern verbreitet und dies – nach Webers Einschätzung – äußerst erfolg- und konsequenzenreich in Bezug auf die Erzeugung protestantisch-unternehmerischer Subjektivierungen. Im Summeneffekt wird so die abendländische Dynamik des Kapitalismus hervorgerufen, obwohl dies weit jenseits der ursprünglichen Programme lag. Welche Subjektivierungen oder Subjektivierungsweisen, Praktiken, Artefakte und sonstige Konsequenzen aus Diskursen resultieren – oder besser: durch diese (mit) angeregt werden – lässt sich mittels der Hermeneutischen Wissenssoziologie im Rückgriff auf Verfahren soziologischer Fallstudien, ethnographischer Zugänge und qualitativer Sozialforschung analysieren, auch wenn hier gewiss der engere Rahmen der Diskursforschung verlassen wird.

Schließen möchte ich die vorliegenden Ausführungen mit ein paar Hinweisen zur Methodologie und zu den Vorsichtsregeln der WDA beenden. Die WDA ist zunächst als interpretative Analytik konzipiert, die einige Modifikationen der Vorgehensweisen qualitativer Sozialforschung vornimmt (Keller 2005b). Sie versteht Diskursanalyse als hermeneutisch reflektierte Interpretationsarbeit, welche die Genealogie und Manifestation von Diskursen im Weber'schen Sinne verstehen und dadurch erklären will. Sie ist natürlich selbst ein (wissenschaftlicher und soziologischer) Diskurs über Diskurse, der seine spezifischen Interessen, Erhellungen und blinden Flecken prozessiert und in einer gemäßigt konstruktivistischen Perspektive verortet ist, die zwar davon ausgeht, dass Wirklichkeit nur durch Interpretation erfahrbar ist, dass dies aber nicht mit der Beliebigkeit von Interpretationen und ihrem garantierten Gelingen gleichzusetzen ist. Wirklichkeit funktioniert als mobilisierbarer oder verhindernder Evidenzkatalysator für Diskurse bzw. in diskursiven Kämpfen. Schließlich ist die WDA weit mehr als Textanalyse, weil sie die Foucault'sche Maxime ernst nimmt, Diskurse als eine Form von Praxis zu begreifen und entsprechend zu analysieren.

Zu den abschließend präsentierten Vorsichtsregeln gehört sicherlich der Hinweis darauf, dass es die soziologische oder sozialwissenschaftliche Diskursforschung, die sich auf die Gegenwart in ihren unterschiedlichen Facetten richtet, in gewisser Weise schwerer hat als ihre historischen Pendants, bei denen die zeitliche Distanz den Blick für Unterschiedliches, für Brüche und Neuheiten schärft. Auch findet die Genealogie von Diskursen und diskursiven Problematisierungen in Verflechtung mit existierenden Praxisfeldern wie institutionell-symbolischen Strukturierungen menschli-

cher Handlungspraxis statt, die nicht einfach durch diskursive Prozesse außer Kraft gesetzt werden. Zudem besteht keine einfache, lineare Beziehung zwischen Diskursen und adressierten Praxisfeldern; wir haben es stattdessen mit komplexen Verhältnissen, geprägt durch institutionell-organisatorische Trägheiten und den (wie auch immer sozial, jedenfalls immer mehr als ausschließlich diskursiv) konstituierten Eigensinnigkeiten sozialer Akteure zu tun. Schließlich operieren Diskurse in Arenen, in denen sie in Konkurrenz um Aufmerksamkeiten, Ressourcen mit direkt konfligierenden, aber auch mit ganz anders orientierten Diskursprozessen stehen. Das alles schmälert freilich nicht die Bedeutung von Diskursen als soziale Prozesse der Wissensstrukturierung. Es zwingt jedoch zu einer gewissen Vorsicht im Hinblick auf Schlussfolgerungen, die aus Diskursanalysen gezogen werden, und es zwingt vor allem auch zur Konzentration auf bearbeitbare Fragestellungen in der Umsetzung des skizzierten Forschungsprogramms.[9]

Alles in allem bietet die WDA ein weit ausgearbeitetes Gerüst an theoretischen Grundlagen, methodologischen Reflexionen und methodischen Strategien für die empirische sozialwissenschaftliche Untersuchung der diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit. Ihre Einbettung in die sozialkonstruktivistisch-hermeneutische Wissenssoziologie stellt zugleich Anschlüsse zur Analyse der konkreten Subjektivierungsweisen, zu beobachtbaren Praktiken sowie zu Machteffekten der Diskursproduktion her. Eine solche Einbettung könnte auch für die Gouvernementalitätsforschung anschlussfähig und hilfreich sein, liegen die in diesem theoretischen Kontext bearbeiteten Fragestellungen doch sehr nahe bei den Fragestellungen der WDA. An die Ethnographie der poststrukturalistischen Diskursforschung richtet die WDA schließlich die Frage nach den methodologischen Grundlagen ihres Operierens sowie nach der Konsistenz der eingesetzten Forschungsstrategien im jeweiligen Setting. Und sie gibt zu bedenken, ob die hier bestehenden Probleme nicht sehr viel einfacher (und schon sehr lange) durch den Theoriezusammenhang des Interpretativen Paradigmas gelöst sind. Denn ist nicht die mühsame Abarbeitung an Fragen der Mög-

9 WDA-Untersuchungen richten sich bislang unter anderem auf Familienpolitiken in den USA, die politikwissenschaftliche Konstruktion islamischer Attentäter, die mediale Rede vom »Satanismus«, die Untersuchung von Umwelt- und Risikodiskursen, Gesundheitspolitiken und -semantiken, Stadtimages und Kompetenzdebatten (vgl. im Überblick Keller/Truschkat 2010 und die Webseite des WDA-Netzwerkes auf www.diskursanalyse.net).

lichkeit von Widerständigkeit oder »Eigenwilligkeit« von nicht-hegemonialen Lesarten immer noch ein ferner Nachhall des zugleich marxistischen und strukturalistischen Determinismus der frühen 1960er Jahre, der im Unterschied zum Interpretativen Paradigma die Komplexität des Sozialen als relevante Größe nicht sieht?

Literatur

Bröckling, Ulrich (2007), *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt am Main.

Bröckling, Ulrich; Krasmann, Susanne; Lemke, Thomas (Hg.) (2000), *Gouvernementalität der Gegenwart*, Frankfurt am Main.

Bublitz, Hannelore (2001), »Differenz und Integration. Zur diskursanalytischen Rekonstruktion der Regelstrukturen sozialer Wirklichkeit«, in: Reiner Keller; Andreas Hirseland; Werner Schneider; Willy Viehöver (Hg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Band 1: Theorien und Methoden*, Opladen, S. 225–260.

Burchell, Graham; Gordon, Colin; Miller, Peter (Hg.) (1991), *The Foucault Effect. Studies in Governmentality*, Chicago.

Butler, Judith (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main.

— (1997), *Körper von Gewicht*, Frankfurt am Main.

— (2004), »Reanimating the Social«, in: Nicholas Gane (Hg.), *The Future of Social Theory*, London, S. 47–76.

Dean, Mitchell (1999), *Governmentality: Power and Rule in Modern Society*, London.

Diaz-Bone, Rainer (2005), »Die ›interpretative Analytik‹ als rekonstruktiv-strukturalistische Methodologie«, in: Reiner Keller; Andreas Hirseland; Werner Schneider; Willy Viehöver (Hg.), *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*, Konstanz, S. 179–198.

— (2010), *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil*, Wiesbaden.

Dosse, François (1995), *L'Empire du sens. L'humanisation des sciences humaines*, Paris.

Eco, Umberto (1991[1972]), *Einführung in die Semiotik*, München.

— (1999), *Die Grenzen der Interpretation*, München.

Garfinkel, Harold (1981), »Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen«, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Opladen, S. 189–262.

Hall, Stuart (1999), »Kodieren/Dekodieren«, in: Roger Bromley; Udo Göttlich; Carsten Winter (Hg.), *Cultural Studies. Grundlagentexte zur Einführung*, Lüneburg, S. 92–110.

— (2002[1992]), »Die Zentralität von Kultur«, in: Andreas Hepp; Martin Löffelholz (Hg.), *Grundlagentexte zur transkulturellen Kommunikation*, Konstanz.

Hitzler, Ronald; Honer, Anne (Hg.) (1997), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung*, Opladen.

Hitzler, Ronald; Reichertz, Jo; Schröer, Norbert (Hg.) (1999), *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*, Konstanz.

Holz, Klaus; Wenzel, Ulrich (2003), »Struktur und Entwicklung. Zur Methodologie der Rekonstruktion von Kultur«, in: Ulrich Wenzel; Bettina Bretzinger; Klaus Holz (Hg.), *Subjekte und Gesellschaft. Zur Konstitution von Sozialität*, Weilerswist, S. 198–232.

Honer, Anne (1993), *Lebensweltliche Ethnographie*, Wiesbaden.

Jackson, Stevi; Scott, Sue (2010), *Theorizing Sexuality*, Maidenhead.

Keller, Reiner (2001), »Wissenssoziologische Diskursanalyse«, in: Reiner Keller; Andreas Hirseland; Werner Schneider; Willy Viehöver (Hg.), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden*, Opladen S. 113–145.

— (2003a), *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*, Opladen.

— (2003b), *Zum möglichen Verhältnis zwischen Diskursanalyse und Ethnographie. Vortrag auf dem Workshop ›Ethnographie der Arbeit – die Arbeit der Ethnographie‹*, Berlin [teilweise Abdruck in Keller 2005a].

— (2005a), *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*, Wiesbaden.

— (2005b), »Wissenssoziologische Diskursanalyse als interpretative Analytik«, in: Reiner Keller; Andreas Hirseland; Werner Schneider; Willy Viehöver (Hg.), *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*, Konstanz, S. 49–76.

— (2008), *Michel Foucault*, Konstanz.

— (2010a), *Das Interpretative Paradigma*, Wiesbaden [i.E.].

— (2010b): »Der menschliche Faktor«, in: Reiner Keller; Werner Schneider; Willy Viehöver (Hg.), *Diskurs, Macht, Subjekt. Theorie und Empirie der Subjektivierung in der Diskursforschung*, Wiesbaden [i.E.].

Keller, Reiner; Hirseland, Andreas; Schneider, Werner (Hg.) (2001), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden*, Opladen.

Keller, Reiner; Hirseland, Andreas; Schneider, Werner; Viehöver, Willy (Hg.) (2003), *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse Band 2: Exemplarische Anwendungen*, Opladen.

Keller, Reiner; Hirseland, Andreas; Schneider, Werner; Viehöver, Willy (Hg.) (2005), *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*, Konstanz.

Keller, Reiner; Truschkat, Inga (2010), *Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse Band 1*, Wiesbaden [i.E.].

Knoblauch, Hubert (2001), »Focussierte Ethnographie«, in: *Sozialer Sinn* 1, S. 123–142.

Langer, Antje (2008), *Disziplinieren und Entspannen. Körper in der Schule – eine diskursanalytische Ethnographie*, Bielefeld.

Langer, Antje; Ott, Marion; Wrana, Daniel (2006), »Die Verknappung des Selbst. Stellenanzeigen und ihre Transformation in steuerungsrelevantes Wissen«, in:

Susanne Maurer; Susanne Weber (Hg.), *Gouvernementalität und Erziehungswissenschaft*, Wiesbaden, S. 281–300.

Link, Jürgen (2005), »Warum Diskurse nicht von personalen Subjektven ›ausgehandelt‹ werden«, in: Reiner Keller; Andreas Hirseland; Werner Schneider; Willy Viehöver (Hg.), *Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit*, Konstanz, S. 77–100.

Moebius, Stephan; Reckwitz, Andreas (2008a), »Einleitung: Poststrukturalismus und Sozialwissenschaften: Eine Standortbestimmung«, in: Stephan Moebius; Andreas Reckwitz (Hg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt am Main, S. 7–26.

— (2008b), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt am Main.

Poferl, Angelika (2009), »Orientierung am Subjekt? Eine konzeptionelle Reflexion zur Theorie und Methodologie reflexiver Modernisierung«, in: Fritz Böhle; Margit Weihrich (Hg.), *Handeln unter Unsicherheit*, Wiesbaden, S. 231–263.

Reckwitz, Andreas (2004), »Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler«, in: Karl H. Hörning; Julia Reuter (Hg.), *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*, Bielefeld, S. 40–54.

— (2006), *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*, Weilerswist.

— (2008), *Subjekt*, Bielefeld.

Ricœur, Paul (1969), *Le Conflit des interprétations*, Paris.

Rose, Nikolas (1990), *Governing the Soul. The Shaping of the Private Self*, London.

— (1992), »Governing the Enterprising Self«, in: Paul Heelas; Paul Morris (Hg.), *The Values of the Enterprise Culture. The Moral Debate*, London, S. 141–164.

Stäheli, Urs (2000), *Poststrukturalistische Soziologien*, Bielefeld.

Traue, Boris (2010), *Das Subjekt der Beratung. Zur Soziologie einer Psycho-Technik*, Bielefeld.

Wrana, Daniel (2006), *Das Subjekt schreiben. Reflexive Praktiken und Subjektivierung in der Weiterbildung – eine Diskursanalyse*, Baltmannsweiler.

— (2010), »Den Diskurs lernen – Lesarten bilden. Die Differenz von Produktion und Konsumption in diskursiven Praktiken«, in: Reiner Keller; Werner Schneider; Willy Viehöver (Hg.), *Diskurs, Macht, Subjekt*, Wiesbaden [i. E.].